

DIE ZEIT: Sie haben im selben Jahr ein Buch geschrieben, in dem Sie ein Kind bekommen haben. Auf dem Cover Ihres Buchs sehen Sie, ich würde sagen, perfekt aus. Hatten Sie das Gefühl, dass das anschlussfähig ist? Manche Frauen tragen im ersten Babyjahr selbst noch Windeln, wissen nicht, wo oben und unten ist.

Franca Lehfeldt: Es gibt leichtere und schwerere Geburten. Je nach Verlauf entscheidet sich, wann eine Frau wieder zu sich selbst findet. Mein Foto ist nicht unmittelbar nach der Geburt entstanden. Aber Ihre Frage führt mitten hinein. In meinem Buch lasse ich zwar meinen individuellen Weg durchklingen. Aber es geht mir gerade nicht darum, ein neues Ideal aufzustellen, sondern alte abzuschießen. Denn Deutschland behauptet, Frauen hätten heute die Wahl. Tatsächlich hat jede Wahl einen Preis. Und Frauen zahlen ihn allein. Kulturell durch das Urteil über ihre Mutterrolle, ökonomisch durch das Steuer- und Betreuungsrecht.

ZEIT: Was hat sich für Sie am meisten verändert, seit Sie Mutter sind?

Lehfeldt: Die Erfahrung machen zu dürfen, bedingungslose Liebe zu empfinden. Die Geburt ist der Moment, in dem zwei Menschen sich zum ersten Mal sehen und sich verlieben. Man kann es sich ausmalen, sich wünschen, aber es ist etwas anderes, diese Liebe zu erleben.

ZEIT: Hat die Mutterschaft Sie auch politisch verändert – weniger FDP, mehr staatliche Eingriffe?

Lehfeldt: Ich habe noch nie ein Parteibuch besessen, sondern einen Mann geheiratet. Was genau meinen Sie?

ZEIT: Ich hatte den Eindruck, dass Sie in Ihrem neuen Buch so argumentieren: Manche Menschen, zum Beispiel Mütter und Kinder, sind in diesem Land auf bestimmte Gesetze angewiesen, um erst in den Genuss einer Wahlfreiheit zu kommen. Etwa bei Kitas: Die Gesellschaft muss sie zur Verfügung stellen, damit Kinder Bildung erhalten, um später eine Wahl zu haben, und damit Frauen ihrer Arbeit nachgehen können.

Lehfeldt: Das trifft es. Für mich ist Familienpolitik, ob Elterngeld oder Betreuungssystem, eine soziale Investition und Voraussetzung für selbstbestimmte Lebensführung. Deutschland ist immer noch rückständig beim Thema frühkindliche Bildung. Denn wir denken darüber wie über eine Sozialleistung nach. Dabei ist es Wirtschaftspolitik. Erwerbsbeteiligung zu ermöglichen, ist eine Antwort auf Fachkräftemangel. Erfüllte Kinderwünsche sind eine Antwort auf die Alterung der Gesellschaft. Wer das Thema ernst nimmt, wie etwa die Skandinavier, setzt Kinderbetreuung und Schule in der Prioritätenliste gleich mit kritischer Infrastruktur wie Polizei und Rettungsdienst.

ZEIT: Die SPD würde das »Daseinsvorsorge« nennen.

Lehfeldt: Das Wort könnte die Aufgabe auf öffentliche Infrastruktur verengen. Einen Beitrag kann aber auch die volle steuerliche Abzugsfähigkeit privater Ausgaben für Kinderbetreuung leisten. Um der Lebenswirklichkeit gerecht zu werden, müssen wir den Blick weiten. Wir hier in Deutschland sagen: Jede Frau kann selbst entscheiden, ob sie Vollzeit arbeitet, Teilzeit oder zu Hause bleibt. Und dann gucken wir Frauen ins Kleingedruckte und sehen, hm, okay, die Kita schließt um 13 Uhr, Steuerklasse V frisst den Zuverdienst. Ja, der Minijob ist eigentlich die beste Option, damit mir ein bisschen mehr vom Netto bleibt. Das ist keine Wahlfreiheit. Das Ergebnis steht in der Statistik: Zwei Drittel der erwerbstätigen Mütter arbeiten Teilzeit, bei den Vätern sind es neun Prozent. Am Ende steht eine Rentenlücke von 24 Prozent. Das ist keine Summe privater Vorlieben. Das ist ein Muster. Formal mag Wahlfreiheit gegeben sein. Gelebt werden kann Wahlfreiheit aber nur, wenn es tragfähige Alternativen gibt.

ZEIT: Eine Sache, die sich verändert, wenn man Mutter wird, ist der Algorithmus: Mit einem Mal ist der Feed in sozialen Medien voller anderer Mütter, der sogenannten Momfluencer, Influencerinnen, die ihr Familienleben zeigen. Und das hat Sie, wie ich in Ihrem Buch lese, extrem genervt.

Lehfeldt: Man muss dieser Welt nicht beitreten, sie kommt zu einem. Ich folge keinen Momfluencern. Der Algorithmus hat mich trotzdem gefunden. Ich habe im achten Monat nach einem Kinderwagen gesucht, das hat gereicht. Wo vorher Politik und Nachrichten waren, waren plötzlich Tragetücher und Stillkissen.

ZEIT: All die schönen Dinge, die man da sieht, Haferbrei auf selbst gemachter Keramik, Leinwandstoffe, diese Ästhetik steht in Ihren Augen für einen problematischen Natürlichkeitswahn.

Lehfeldt: Das ist Ihr Wort und nicht meins. Ich habe kein Problem damit, solange es Geschmacksache bleibt. Ja, diese Welt aus Leinen, Morgenlicht, Vanilletönen kann man schön finden. Aber diese Ästhetik steht zugleich für eine bestimmte Vorstellung von Mutterschaft, eine möglichst »natürliche« Mutter. Das geht einher mit Schlafen in einem Bett und Langzeitstillen, was aber im Klartext permanente Zuständigkeit, Verfügbarkeit und Aufopferung der Mutter bedeutet. Und wenn die »Natur« es so will, dann kann man sich dem nicht widersetzen. Das ist der Punkt, der mir aufstößt. Das Natürlichkeitsideal ist absolut und hat den geradezu autoritären Anspruch, dass nur der eine Weg der richtige ist.

ZEIT: Die Frauen, die so leben, würden Ihnen sagen, dass sie die Zeit genießen und ihrem Baby ganz nah sein wollen. Hat das keine Berechtigung?

Lehfeldt: Ich kritisiere keine einzige Frau, die so leben will. Ich kritisiere es, wenn daraus der einzig richtige Weg gemacht wird. Zwischen einer Entscheidung und einer Norm liegt genau ein Wort, nämlich »einzig«. Es gibt Sätze, gegen die man nicht argumentieren kann, ohne herzlos zu wirken. »Ein Kind braucht seine Mutter«, »Die ersten Jahre sind entscheidend«: Diese Sätze sind nicht falsch. Aber sie sind auch nicht unschuldig,

und sie richten sich immer an eine andere Mutter, die es anders lebt.

ZEIT: Sie fordern mehr Schutz für die Kinder von Momfluencern. Die Kinder, mit denen das Geld verdient wird, sollten am Erlös beteiligt sein. Das ist auch ein Anliegen zum Beispiel der rot-grünen Regierung in Niedersachsen.

Lehfeldt: Diese Frage sollte nicht entlang von Parteilinien entschieden werden. Frankreich hat das geregelt, Italien ist gerade dabei. In Deutschland stehen wir noch am Anfang der Debatte. Was Momfluencer zeigen, ist inszenierte Care-Arbeit. Ob erschöpft oder strahlend, es wird eine Inszenierung verkauft. Emanzipatorisch bringt uns das nicht weiter, weil es Care-Arbeit sichtbar macht, ihr aber keinen Preis gibt. Ich habe nichts gegen Frauen, die damit ihr Geld verdienen. Ich habe etwas dagegen, dass ihre Kinder dafür bezahlen. Denn wenn ein Kind in einem Feed auftritt, der monetarisiert ist, dann arbeitet es. Ohne Vertrag, ohne Einwilligung und ohne gesicherte Einnahmen.

Franca Lehfeldt bekam vergangenes Jahr ein Kind. Mutter zu sein, hat ihren Blick auf Deutschland verändert, sagt sie. Vor allem, weil sich der Blick auf sie selbst so verändert habe

ZEIT: Und wie sollte der Staat eingreifen?

Lehfeldt: Man kann beides regeln, die Mutter arbeiten lassen und das Kind schützen. Wir brauchen einen Rechtsrahmen für Mom- und Family-Influencing. Dazu gehören drei Punkte: Die Einnahmen des Kindes werden treuhänderisch gesichert. Das Kind bekommt ein durchsetzbares Recht am eigenen Bild, auch gegen die Eltern, mit Löschanspruch bei Volljährigkeit. Und die Mitwirkung wird an Schutzstandards gebunden, wie wir sie aus dem Jugendarbeitsschutz kennen.

ZEIT: Sie sind Politikjournalistin und schreiben ein Buch übers Muttersein. Und es ist ja auch spannend, übers Muttersein zu sprechen, so wie wir beide jetzt. Gleichzeitig wird dadurch dieser Aspekt des Lebens natürlich etwas überbetont, schließlich machen Frauen ja auch noch andere Dinge. Wie kommt man da raus?

Lehfeldt: In Frankreich hat Élisabeth Badinter ihr Leben lang über Mutterschaft geschrieben, als Professorin und als eine der maßgeblichen intellektuellen Stimmen Europas. Niemand käme dort

auf die Idee, ihr zu sagen, sie mache sich mit einer Nebensächlichkeit klein. Dort ist das politische Philosophie. Bei uns steht das Thema im Regal neben den Stillratgebern. Ich bin für mein Buch nach Paris gefahren und habe Badinter in ihrer Wohnung interviewt. Sie hat mir gesagt, sie frage sich oft, warum in Deutschland die Mutter Vorrang vor der Frau hat. Das ist die Frage, um die es geht. Ich werde oft gefragt, wovon denn mein neues Buch handelt. Wenn ich sage, über Mutterschaft, über die Rolle der Frau und der Mutter und wie sie zu vereinbaren sind, dann werde ich, insbesondere wenn mein Gesprächspartner männlich ist, mit leeren Augen angeguckt. Es ist fast ein Moment der Enttäuschung: »Mit so einer Nebensächlichkeit beschäftigst du dich?« Wie wir mit Müttern umgehen, zeigt, was wir Frauen zumuten und was wir ihnen zutrauen. Das ist keine Nebensache. Da geht es um den Charakter einer Gesellschaft.

ZEIT: Ihr Mann, der Ex-Finanzminister und FDP-Politiker Christian Lindner, wurde an dieser Stelle vor vier Jahren zitiert, wie er sich seine Elternzeit vorstelle: promovieren, imkern, jagen. Er hat es relativiert, aber ich wollte Sie fragen, wie es sich aus Ihrer Sicht darstellt.

Lehfeldt: Mir ist das Thema zu wichtig und zu ernst, um daraus ein privates zu machen. Nur so viel, wir teilen uns die Elternschaft vollständig. Mein Mann war vier Wochen nach der Geburt drei Tage allein mit unserer Tochter zu Hause, und er hat das sehr gut gemacht. Die beiden haben ein sehr enges Verhältnis. Das habe ich bewusst gewollt. Wer teilen will, muss den Vater auch machen lassen.

ZEIT: Haben Sie das Gefühl, Mütter wollen auch manchmal gar nicht so viel Unterstützung, weil sie dann auf eine Machtposition verzichten müssten?

Lehfeldt: Das ist ein Phänomen, und das anzuerkennen, ist unbequem. Aber, Badinter hat mir das sehr deutlich gesagt, der Druck kam ursprünglich von Männern. Die Männer haben die Zuständigkeit für das Kind vollständig an die Frau abgegeben, weil es für sie vorteilhaft war. Was wir heute unter Frauen beobachten, ist die Verwaltung dieses Erbes. Wer die Hauptverantwortung trägt, kontrolliert am schärfsten, wer sie anders trägt. Ich selbst wollte es anders. Ich habe nicht gestillt und von Anfang an das Fläschchen gegeben. Das war meine individuelle Entscheidung, ich gebe keine Ratschläge. Aber mir ging es darum, den Vater von Beginn an wirklich einzubinden.

ZEIT: Sie sind teilweise sehr offen in dem Buch: dass Sie sich gegen das Stillen entscheiden, dass Sie überlegten, einen Kaiserschnitt zu planen, was Sie verwarfen, weil es aus Ihrer Sicht keine eindeutigen Vorteile hat. Wie viel haben Sie darüber nachgedacht, was Sie preisgeben?

Lehfeldt: Es ist eine Streitschrift, kein Tagebuch. Mutterschaft kann auf unterschiedlichsten Wegen gelebt werden – Stillen oder Fläschchen, Kaiserschnitt oder natürliche Geburt. Das sollten keine Tabus sein. Wir können den Korridor der Debatte nur weiten, wenn jemand sich ein Stück raustraum und sagt, das war mein Weg.

ZEIT: Hatten Sie denn das Gefühl, dass wirklich irgendjemand über Sie und Ihre Entscheidungen richtet?

Lehfeldt: Fortwährend. Regelmäßig fragte man mich während der Schwangerschaft, warum ich »noch da« sei, sprich arbeiten würde. Später sagte man mir, ich solle abwarten, bis das Kind da sei, dann würde ich gar nicht mehr arbeiten wollen. Erst sollte ich verschwinden, dann sollte ich mich verwandeln. Ich war schwanger, nicht krank. Die gesellschaftliche Schablone sah einen individuellen Umgang damit nicht vor.

ZEIT: Man macht sich lustig über Helikoptereltern und die bedürfnisorientierte Erziehung. Aber wenn man sich die Situation des Kindes in der Gesellschaft anguckt – es gibt ein Bewusstsein für Kindesmissbrauch, die Zahl der Unfälle, an denen Kinder beteiligt sind, ist stark gesunken –, dann ist das auch ein Erfolg der Glücken, oder?

Lehfeldt: Ich finde nicht, dass wir von der bedürfnisorientierten Erziehung wegmüssen. Kinder sind heute sicherer, das ist ein Fortschritt. Mein Einwand gilt nicht dem Niveau der Fürsorge, sondern ihrer Verteilung. Früher wurden Kinder von mehreren großgezogen, von Großmüttern, von älteren Geschwistern. Mutterschaft war eine geteilte Praxis, keine Einzelleistung. Heute ist das Kind ein Projekt, für das noch immer zu oft nur eine Person zuständig ist. Es braucht ein Dorf. Deutschland hat das Dorf abgeschafft und der Mutter die Rechnung präsentiert.

ZEIT: Würden Sie sagen, Sie sind softer geworden, seit Sie Mutter sind?

Lehfeldt: Ich bin kein anderer Mensch geworden. Ich habe in meinem Buch geschrieben, dass ich diese Familienabteile in der Deutschen Bahn so schlimm finde. An denen sieht man, wo Familien in Deutschland hingehören: hinter Glas, wo sie niemanden stören. Es ist mir ein großes Anliegen, zu sagen, dass Deutschland sich ändern muss. Dieses Buch ist für Frauen, die sich fragen, warum sie sich ständig erklären müssen. Und ausdrücklich für Männer. Jeder Mann hat eine Mutter, viele haben Töchter. Es geht uns alle an. Manchmal wird mir gesagt, ah, dieses Mal also kein politisches Buch, sondern nur eins über Mutterschaft. So ein Quatsch. Kinder sind das wichtigste politische Thema, das wir haben.

Die Fragen stellte
Elisabeth Raether

Franca Lehfeldts Buch »Gute Mütter, schlechte Mütter« erscheint nächste Woche im Piper Verlag. Lehfeldt, 37 Jahre alt, ist Journalistin, Autorin und Unternehmerin. Gemeinsam mit Nena Brockhaus veröffentlichte sie 2023 das Buch »Alte weise Männer«. Sie ist mit dem Ex-Finanzminister Christian Lindner (47) verheiratet



Franca Lehfeldt, geboren 1989, war Reporterin bei RTL und der »Welt«. Seit 2023 leitet sie ihre eigene Kommunikationsagentur

FOCUS: Marzena Skubatz für DIE ZEIT

»Wer teilen will, muss den Vater auch machen lassen«